

## INDIEN IM RAHMEN DES BRITISCHEN WELTREICHS

N. Krebs †

Mit 4 Abbildungen

„Indien — eine Welt für sich“, „Indien — das bedeutsamste Glied im britischen Imperium“. Mit diesen beiden, nicht leicht in Einklang zu bringenden Sätzen wird das Problem umrissen, das uns hier beschäftigt<sup>1)</sup>. Aus seiner Größe und Klimagunst, aus der Fülle fleißiger und genügsamer Menschen, aus seinen früheren und jetzigen Reichtümern erwächst Vorderindiens Bedeutung im Rahmen der Länder. Aus seiner Abgeschlossenheit gegen Meer und Land ergibt sich seine starke Individualität, aus seiner Lage dicht am Verkehrsäquator der Erde hinwiederum seine besondere Rolle im Geschehen meerbeherrschender Nationen. Eines wirkt gegen das andere. Die indische Kultur ist eine der sechs großen Weltkulturen. Es gab Zeiten, wo sie sich machtvoll ausdehnte nach dem Inneren Asiens hin wie nach der Insulinde und nach den Ufern des Ozeans, der von diesem Indien seinen Namen trägt. Und dennoch zeigt das Land seit langem keine Expansionskraft, wohl aber ein Beharrungsvermögen, das sich mit einer gewissen passiven Resistenz den von außen kommenden Entwicklungskräften entgegensetzt. Indiens Volk und Kultur bleiben nicht nur dem Europäer fremd, der oft den Fehler macht, die Dinge dort nach seinen Maßstäben zu beurteilen; sie unterscheiden sich wesentlich auch von den Ostasiaten und der ostasiatischen Kultur. Näher stehen sie der des vorderen Orients, von der Menschen und Errungenschaften des menschlichen Geistes kamen. Aber auch ihm gegenüber hat sich die indische Lebensart als die stärkere erwiesen. Orientalische Eroberer fügten sich auf indischem Boden der indischen Zivilisation.

Schon seiner Größe nach ist Indien ein Erdteil, dem außerrussischen Europa durchaus vergleichbar. Der Westen und Süden Europas — ohne Rußland, Finnland, Skandinavien, Island und England — mißt 3 800 000 qkm, mit 333 000 000 Menschen, Vorderindien ohne Ceylon ebenfalls 3 800 000 qkm mit 344 000 000 Menschen. Wie Europa hat Indien Anteil an vielerlei Völkern, Sprachen und Konfessionen, wie dieses hat es seine eigene wechselvolle Geschichte und trotz aller inneren Gegensätze eine gewisse

Konformität der Kultur. Der von der Natur gezogene Rahmen schützt es besser gegen außen als Europa und Ostasien, die beide gegen das Innere des Erdteils breit geöffnet sind; sein Kulturboden ist geschlossener, zusammenhängender als der des Orients, der sich allzusehr in Einzelglieder auflöst.

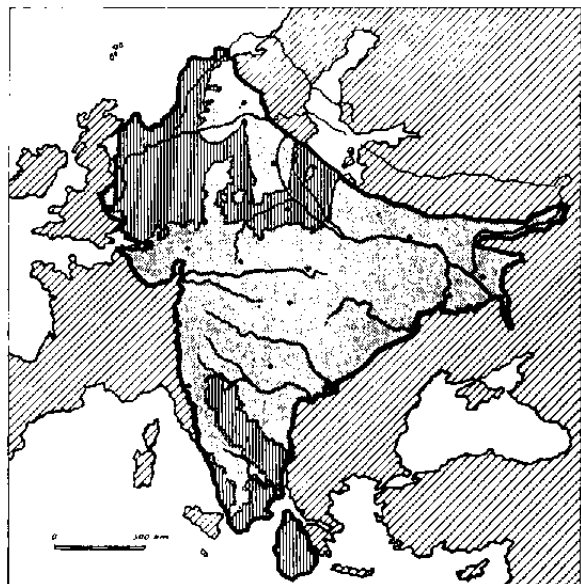


Abb. 1. Die Fläche Indiens im Vergleich zu Europa

Wie sehr man Indien nur mit ganz Europa und nicht mit einem der europäischen Länder vergleichen darf, mag die Übereinanderlegung zweier Karten erweisen (Abb. 1). Schiebt man Europa um 60° weiter nach Osten und um 30° weiter nach Süden, so fällt Mittelengland in die Gegend von Karatschi, Peshawar liegt vor der mittelnorwegischen Küste (Aalesund), Kap Comorin im Jonischen Meer östlich von Syrakus, die Kistnamündung liegt bei Belgrad und der innerste Winkel Assams unweit von Nischni Nowgorod (Gorkij). Wie der Himalaja die doppelte Länge der Alpen hat, so haben die Flanken des Trapezes, mit dem wir den indischen Rumpf umschreiben können, Längen von rund 2000 km, und das ganze Tiefland vom Suleimangebirge im Westen bis zu den Meridianketten von Birma mißt 2650 km. Auch quer über die Halbinsel fährt man von Bombay nach Kalkutta in 37 Stunden 1967 km, das ist in der Luftlinie gemessen die Strecke von Swinemünde bis Malta.

<sup>1)</sup> Die nachfolgenden Ausführungen schließen sich im Wesentlichen einem Vortrag an, den der Verfasser in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin am 9. März 1942 gehalten hat. Die Veröffentlichung des Manuskriptes wurde seinerzeit durch die Zensur verboten. Die Schriftleitung.

Und dabei sind die von der Natur gegebenen Schwierigkeiten des Verkehrs geringer als auf europäischem Boden; denn südlich des Himalaja fehlt es an hohen, zusammenhängenden Gebirgen. Die Westghats erheben sich zwar steil über den schmalen Küstensaum von Konkan und Malabar, aber in nur 600 m Höhe liegen die übersichtigen Pässe östlich von Bombay, und auch am sogenannten Vindhyaergebirge gibt es nur einen kurzen steilen Anstieg von Süden, einen ganz allmählichen von Norden her. Im Süden der

überschwemmen weithin das Land, Krankheiten treten auf; da hat in früheren Zeiten Handel und Wandel monatelang geruht.

Nicht so sehr im Relief wie in den klimatisch bedingten Kontrasten des Pflanzenkleides und der davon bestimmten Wirtschaftsformen liegen der Unterschied gegenüber Europa und die größere Mannigfaltigkeit Indiens begründet. Es gibt alle Übergänge von dem tropischen Urwald in den Gebirgen der Malabarküste bis zu den Wüstensteppen der Thar, von den Reisbau-

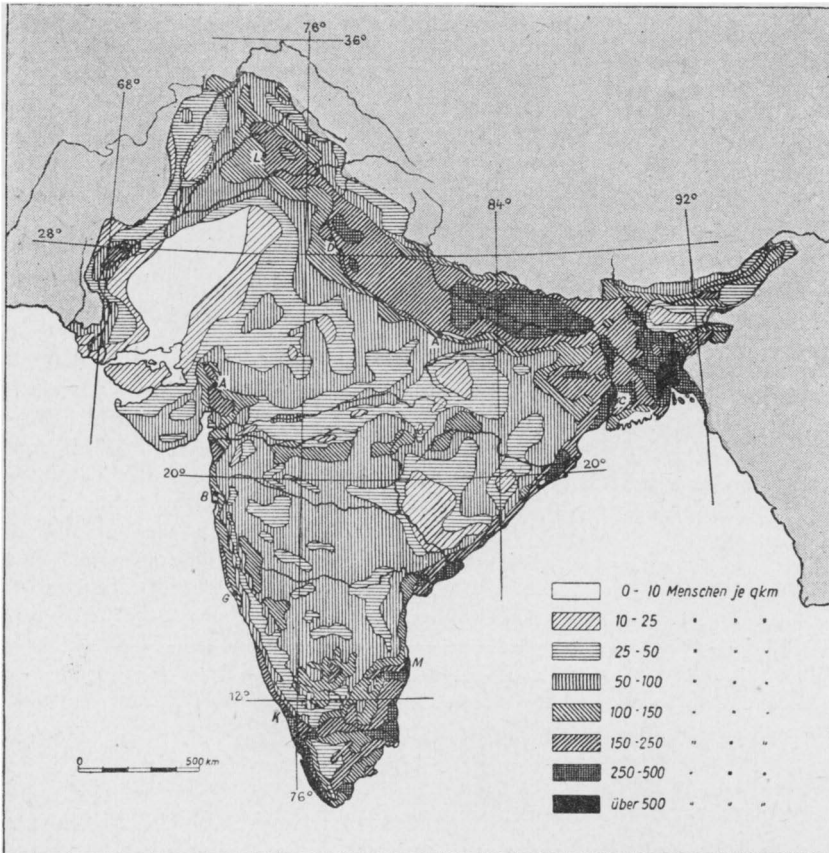


Abb. 2. Volksdichte Indiens

Halbinsel, wo die Gebirge höher werden, gewährt die breite Pforte des Palghat eine freie Verbindung zwischen West und Ost. Der ganze Norden ist Tiefland, in dem nur die großen Ströme als Trennungslinien, in Bengalen aber, wo sie am breitesten sind, auch als wichtige Schiffsfahrtswege in Erscheinung treten. Dekan aber mag man am besten mit der Innerböhmisches Hochfläche vergleichen, deren isolierte Erhebungen man ebenso leicht zu umgehen vermag, wie man die an den Rändern tiefer eingeschnittenen Täler meidet. Im trockenen Winter ist in Indien fast überall die freie Beweglichkeit gesichert. Während des Sommermonsuns allerdings werden die Straßen oft unpässierbar, die Flüsse

distrikten der Deltalandschaften über die großen Flächen des Hirsebaus bis zum Weizenland im Pandschab und zur flüchtigen Brandwirtschaft bei den primitiven Waldvölkern der Ostghats.

Der größte Teil des Landes ist offen und alter Kulturboden; der Klimacharakter ist einheitlicher als in Europa, denn ganz Indien fällt in die Zone des Monsunklimas, das zur Zeit der größten Wärme die reichsten Niederschläge sichert. Aber gerade dieses Monsunklima ist bei aller Regelmäßigkeit des Gesamtverlaufes durch so große Abweichungen von Jahr zu Jahr, von Gegend zu Gegend ausgezeichnet, daß von der Zahl der Regentage und der Regenmengen das Wohl und Wehe weiter Landstriche abhängt.

Daß die trockensten Striche im Nordwesten überall dort, wo man nicht bewässern kann, die dünnstbesiedelten sind, ist ebenso selbstverständlich wie, daß der Urwald nur wenig Menschen ernähren kann (Abb. 2). Aber nicht nur die Hirsebauländer mit ihren von Jahr zu Jahr wechselnden Erträgen sind Dürren und Hungersnöten ausgesetzt, sondern oft auch die reichen Reisbaugelände, nach denen die Menschen im Lauf der Jahrtausende in so großer Zahl drängten, daß ein zuviel wie ein zuwenig der zur Verfügung stehenden Wassermengen katastrophale Folgen hat. Man denke nur an die vielfachen Nöte Orissas! Indien aber ist als Bauernland abhängig von seinen Ernten; für den heutigen Stand seiner Wirtschaft ist es — an europäischen Maßen gemessen — überbevölkert und armselig in seinen fruchtbarsten wie in seinen dürtigsten Strichen.

Allzusehr haben die doppelten und dreifachen Ernten die Menschen aus den dürreren Ländern der Umgebung angelockt und die Tatsache, daß Indien ein Endland ist, von dem es fast kein Weiterwandern gab, hat ihre Stauwirkung nicht verfehlt. Aber lockend und verderblich zugleich war Indiens Boden. Wer hier heimisch werden wollte, mußte die sengende Hitze des Frühlommers und die Schwüle des Hochsommers ertragen lernen. Tausende der Neuankömmlinge erlagen den tropischen Krankheiten und eine gewisse Verweichlichung erfaßte auch sie, die sich dem Klima anzupassen vermochten.

Ein Blick auf eine Karte der offenen Landschaften und der sperrenden Räume Indiens zeigt uns, daß die Zuwanderungen größeren Ausmaßes immer nur aus dem Nordwesten kommen konnten und daß sie sich immer auf den gleichen Bahnen bewegten. Zwischen den Vorbergen des Himalaja und der Thar weist nur das Fünfstromland den Weg ins Innere Indiens. Manche Eroberer haben hier schon haltgemacht, wie Alexander der Große. Erst Delhi ist der Schlüssel zum tropisch-feuchten Indien. Hier teilen sich die Wege. Der eine führt durch Hindostan und Bengalen bis an die Waldgebirge Birmas heran, von wo bisher kaum je ernstere Gefahren drohten, der zweite geht über die trockenen Hochflächen der Malva ins Innere des Dekan bis hinauf ins Hochland von Maisur und hinab zur Koromandelküste, der dritte durch die Steppen und über die Gebirgsrandoasen Radschputanas nach Gudscherat und zum Golf von Cambay. Auf diesen Wegen zogen einst die Arier ins Land und drang dann wieder der Islam vor. Nur gering war der Landgewinn seefahrender Araber an der Westküste und auf Ceylon; immer gemieden und auch heute noch im Besitz der ältesten Rassen und Völker sind

die waldigeren Berglandschaften Zentral- und Südindiens, die aber leicht umgangen werden konnten. Sowohl auf den Sprachen- als auch auf den Konfessionskarten läßt sich diese Ausdehnung von Norden nach Süden, die stärkste Beeinflussung durch neue Zuwanderer im NW, die Erhaltung des Alten im Süden und in den Gebirgen nachweisen. Der Kultureinfluß der Arier reicht bis nach Südindien, das aber weder sprachlich noch rassisch angeglichen ist; der äußerste Süden ist auch von der mohammedanischen Eroberung nie erfaßt worden. Aber auch nur der äußerste Nordwesten ist wirklich hellhäutig und von vorderasiatischen Kulturen und Stämmen besetzt. Das allmähliche Vorwärtsschreiten nach Osten ist in den nördlichen Ebenen erkennbar. Westbengalen hat sich der Hindukultur, deren alte Zentren bei Patna lagen, in mühsamer Rodungs- und Dränierungsarbeit erschlossen, Ostbengalen und Assam sind heute noch junge Kolonialländer.

So ergeben sich, wie nicht anders zu erwarten, innerhalb der großen Räume mancherlei Verschiedenheiten, die in der Physis des Landes wie im Gang der Kultur begründet sind. Es gibt drei- und vierfache Übereinanderschichtungen des Kulturgutes und dennoch weitgehende Angleichungen, in denen das Bodenständige sich dem neu hinzugekommenen gegenüber durchsetzt, mag auch aus der Berührung manche Bereicherung kommen. Das älteste und ursprünglichste hat der dravidische Süden bewahrt. Aus arischen und altindischen Elementen baute sich die Kultur des Mauriyareiches im 3. Jahrhundert vor der Zeitwende auf und ebenso die der Gupta, rund 500 Jahre später. Damals entstanden die ersten Riesenreiche mit gut geordneter Verwaltung und weithin gesichertem Handelsverkehr. Der Vorstoß der Hunnen bedeutete ihr Ende. Scharen von weiteren Zuwanderern brachten einen kulturellen Verfall, mochten sie auch biologisch zur Auffrischung des indischen Volkskörpers beigetragen haben, der bei der Abgeschlossenheit des Landes notwendig war. Aber zumindest dem Mogulreich wird man wieder eine Bereicherung der Zivilisation nicht absprechen dürfen. Die höchste Blüte indischer Kunst erwächst aus der Berührung mit der persischen an den Höfen der Herrscher in Delhi und Agra. Diese indopersische Kultur ist aber trotz all dem, was sie vom nahen Orient entlehnt, doch eine echt indische. Auch eine politische Zusammenfassung gelang nochmals im 16. Jahrhundert, leider nur für kurze Zeit. Es ist der Fluch Indiens, daß jede neue Welle der Eroberer das eben mühsam gewonnene Gleichgewicht störte und das alte Land selten zur Reife kommen ließ. Die Uneinigkeit der Herrscher, die

Gegensätze zwischen Andersgläubigen und Andersdenkenden sind so immer wieder aufgerissen worden und bis heute nicht überwunden.

Diese innere Uneinigkeit, verbunden mit dem Niedergang der Mogulherrschaft und dem Aufkommen zahlreicher Lokalgewalten hat es den Engländern in der Mitte des 18. Jahrhunderts erleichtert, in überraschend kurzer Zeit ihre Herrschaft im Lande aufzurichten, während alle ihre Vorgänger unter den europäischen Seefahrvölkern auf einige Handelsplätze

lichkeit einer selbständigen Außenpolitik nahmen (Abb. 3), sie dafür aber in den Genuß der Pax Britannica setzten.

So entstand jener überraschende Zustand, daß das Kaiserreich Indien teils aus unmittelbar verwalteten Provinzen, teils aus Fürstenstaaten bestand, die 44 v. H. des Areal, aber nur 24 v. H. der Gesamtbevölkerung umfassen. Sieht man von den erwähnten schmalen Korridoren und einigen Garnisonplätzen ab, die sich die Engländer gesichert haben, dann bilden diese

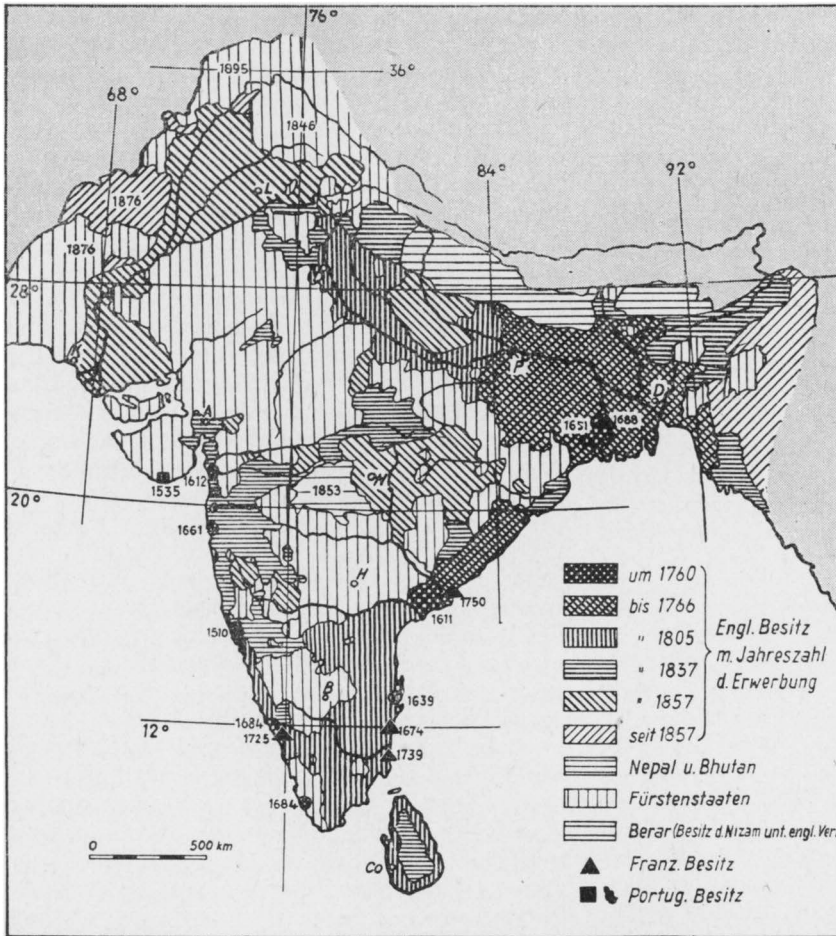


Abb. 3. Europäische Erwerbungen in Indien

beschränkt blieben. Daß der Angriff von der Seeseite her erfolgte, wo Indien bisher nie Ernstes zu fürchten hatte, und daß er konzentrisch von drei Seiten her vorgetragen wurde, war für den Erfolg ebenso entscheidend wie die Politik des „divide et impera“. Durch geschickt vorgetriebene Korridore wurden die Fürstenstaaten voneinander getrennt und einzeln umfaßt. Große Teile des Inneren, zum Teil gerade Länder mit einer recht kriegstüchtigen Bevölkerung, sind überhaupt nie unterworfen worden; sie sind eingekreist und mit ihren Fürsten sind Verträge abgeschlossen worden, die ihnen zwar die Mög-

nominell freien Gebiete einen zusammenhängenden Komplex, der vom unteren Satledsch bis zu den Südgrenzen von Maisur und ostwärts fast bis zur Küste von Orissa reicht und seinerseits wieder ringförmig die Zentralprovinzen umgibt. Das wäre bedenklich und unverständlich vom Standpunkt der Engländer aus, wenn sie es nicht verstanden hätten, einen Großteil der indischen Fürsten für sich zu gewinnen und im übrigen die zwischen ihnen bestehenden Rivalitäten für ihre Ziele der Herrschaft nutzbar zu machen. Von wenigen und im modernen Verkehr unbedeutenden Küstenstrichen abgesehen,

verfügt England über alle Gestade und kontrolliert die ganze Schifffahrt. Alle großen Häfen sind englische Schöpfungen, die auf Kosten der alten nationalen erwachsen, und in ihnen hat sich England außer der politischen auch die kommerzielle Führung gesichert, wie denn auch alle großen Schifffahrtslinien, die Kabelwege und das Flugwesen ihm gehören oder seiner Kontrolle unterstehen. Eine eigene indische Schifffahrt ist zwar im Aufbau, aber bisher nicht über den bescheidensten Küstenverkehr hinausgediehen. Es mag immerhin als Zeichen der neuen Zeit gewertet werden, daß in Cochín an der Malabarküste ein moderner Hafen entsteht, dessen Anlagen größtenteils auf den Inseln des gleichnamigen Freistaats stehen, allerdings flankiert von dem kleinen Besitz der alten, früher niederländischen, jetzt britischen Kolonie.

Mit der Schifffahrt hat England das bisher so abgeschlossene Indien fast gegen seinen Willen hineingeführt in den Weltverkehr und die Weltpolitik. Es ist auch sein Verdienst, durch den Bau von Straßen, Bahnen und Kanälen das Land erschlossen, durch großartige Bewässerungsanlagen die Kulturfläche vergrößert, durch Seuchenbekämpfung und manches andere den materiellen Aufstieg gefördert zu haben. Mit einer sachlichen Verwaltung und einer unparteiischen Rechtsprechung entstand jene „pax britannica“, die das bedeutende Anwachsen der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten erklärt.

Aber England selbst hat sich mit der Unterwerfung und Erschließung dieses Subkontinentes nicht nur die alten und neu hinzugekommenen Reichtümer gesichert, sondern auch ein Betätigungsfeld erster Ordnung für seinen Nachwuchs und jene Vormachtstellung in der Welt geschaffen, die es seit eineinhalb Jahrhunderten besitzt. Was ihm an Rohstoffen zufließt für seine hochentwickelte heimische Industrie, ist bekannt, ebenso, wieviel an englischem Kapital im Lande investiert ist zur Erschließung seiner Hilfsquellen. Mögen auch die Gehälter und Pensionen der Beamten und Offiziere im anglo-indischen Dienst im Gesamthaushalt eines so riesigen Landes nicht allzuviel bedeuten, so ist doch nicht zu unterschätzen, daß gerade die Tüchtigsten der Nation, sei es im öffentlichen Dienst, sei es in Privatunternehmungen als Kaufleute, Techniker, Pflanzler, Marineure, in jungen Jahren hier vor Aufgaben gestellt wurden, die ihnen die Heimat nie hätte bieten können. Indien wurde die große Schule, an der das britische Kolonialvolk zu immer größerer Geschicklichkeit und Erfahrung emporwuchs.

Um Indien herum aber baute sich das Weltreich auf, und seine Bedeutung wuchs mit dessen zentraler Lage. Indien ward der wichtigste

Stein in dem Gebäude, dessen Festigkeit sich England einiges kosten ließ. Der Historiker *H. Oncken* hat in einem kleinen Buch über „Die Sicherheit Indiens“ dargetan, wie mehr denn ein Jahrhundert britischer Geschichte im Dienst der Aufgabe stand, alle nur möglichen Wege nach Indien in Besitz zu bekommen. Das begann schon in den Zeiten der Segelschifffahrt mit der Erwerbung Südafrikas und der wichtigsten Inseln im Indischen Ozean. Dann wurde noch vor der Eröffnung des Suezkanals der Weg durchs Rote Meer gesichert, endlich mit der Vormundschaft über El Kuweit und der Besetzung der Bahraininseln auch der Persische Golf zu einem britischen Binnenmeer. Der Ausgang des ersten Weltkrieges hat dazu beigetragen, den nordwestlichen Zugang durch die Besetzung Palästinas und Mesopotamiens noch weiter zu sichern. In Hinterindien wurde die Straße von Malakka umfaßt und endlich der Ausbau Singapores zum Schutz gegen Angriffe von Osten begonnen, an deren Möglichkeit man lange nicht gedacht hatte. Mit Gibraltar Aden, Kolombo und Singapore beherrschte England die wichtigste Schifffahrtsroute der Erde, eben jenen großen Verkehrsäquator, dessen Fortsetzung auch über Panama führt. Gesichert wurde der Weg durch den Besitz Indiens und Ceylons auf der einen Seite und durch die fast ausschließliche Beherrschung aller Küsten des Ozeans, den die Engländer mit Recht bisher das „Indiamer“ nennen konnten.

Damit war Indien von der Seeseite her gesichert, ohne daß allzuviel für seine Küstenbefestigung getan wurde. Von der Landseite her aber umgibt Indien ein Glacis wertloser Länder. Im Norden schützt der Himalaja, im Osten tun es die hinterindischen Waldgebirge; im Nordwesten aber, von wo seit alters die Eroberer kamen, bestehen doppelte und dreifache Vorwerke mit militärisch verwalteten Provinzen und neutralen Grenzstreifen, die von Indien und von Afghanistan respektiert werden sollen. Weit reichte schon 1876 die englische Herrschaft in Beludschistan westwärts, ehe noch zeitweise Iran selbst unter deren Kontrolle kam. Wie die Fürstenstaaten im kleinen, ist ganz Indien im großen eingekreist. Seine zum Teil ganz ausgezeichneten Soldaten aber dienten nicht so sehr der Verteidigung des Landes gegen einen bisher noch nicht in Erscheinung getretenen äußeren Feind, sie bildeten vielmehr eine Stütze der britischen Machtpolitik, die nur indirekt wieder dem Schutz der englischen Herrschaft in Indien gilt. Indische Soldaten entschieden bereits im ersten Weltkrieg den Kampf in Vorderasien, sie leisteten Entscheidendes auch im zweiten Weltkrieg in Nordafrika und in der Verteidigung Birmas. Mindestens eine Million Inder

kämpfte für England. Eine Gefahr zeigte sich allerdings im letzten großen Ringen. Englands Herrschaft in Indien erschien gegen außen gesichert, solange die Verbindung mit dem Mutterland gesichert war. Die Festsetzung Italiens in Abessinien bedeutete eine Bedrohung, die England von Anfang an abzuwehren suchte. Aber auch der lange Weg durchs Mittelmeer erwies sich im Krieg vorübergehend als ungangbar. Die Schifffahrt wurde wieder auf den Weg ums Kap der Guten Hoffnung verwiesen, der, von London bis Bombay gerechnet, um 78 v. H. länger ist. Vor ein paar Jahren schon plante man eine direkte Fluglinie von Ostafrika nach Australien, falls die über Indien laufende gefährdet sein sollte. Und das war sie, noch nicht in Indien, aber in Birma und Malakka. Mit den Erfolgen der Japaner verschob sich das ganze Bild. Australiens Vorderseite ist seine Ostseite; die wurde von Westeuropa bequem über Singapore erreicht. Auch dahin ging nun der Weg ums Kap, und dieser Weg, von Southhampton bis Sydney gerechnet, ist fast doppelt so lang wie der von San Franzisko dahin! Die Verbindung der Dominien wurde auf die land- und menschenarme südliche Halbkugel verlagert, der Pazifische Ozean zum Kampffeld zwischen Japan und den Vereinigten Staaten und — Indien rückte aus seiner zentralen Lage, die es seit der Eröffnung des Suezkanals besaß. Schon 1919 schrieb *Vaughan Cornish*, daß Australien und Indien näher an Japan als an England lägen und daß die strategische Position vorteilhafter für Japan sei. Damals konnte er noch versichern, daß dieses im Zaum gehalten werde durch die Gesamtüberlegenheit des britischen Reiches. 22 Jahre später hielt selbst das Bündnis Englands mit den Vereinigten Staaten den ostasiatischen Nebenbuhler nicht im Zaum. Und zum zweitenmal minderte sich Europas Ansehen im Streit der europäischen Staaten untereinander. So gesehen gewinnen die Kämpfe bei El-Alamein und die Rückgewinnung der britischen Seeherrschaft im Mittelmeer eine Bedeutung, die weit über das Schicksal Deutschlands und Italiens hinausgeht. Mit Hilfe der indischen Soldaten ward der Weg zwischen England und Indien wieder frei, und der Zusammenbruch Japans sicherte auch die Wege nach dem Fernen Osten, in dessen Betreuung sich allerdings England mit den Vereinigten Staaten teilen muß.

Aber sehen wir uns Englands Herrschaft in Indien, wie sie vor kurzem noch bestand, selbst noch genauer an. Auch bei ungestörter Beherrschung aller nach außen führenden Wege war es schon immer erstaunlich, daß ein Land von 360 000 000 Bewohnern, ein Land hoher Kultur und alter Geschichte, von 156 000 Eng-

ländern beherrscht werden konnte. 93 000 Soldaten (einschließlich der Hilfstruppen) und etwa 12 000 Beamte in Verwaltung und Eisenbahn haben diese Aufgabe gemeistert. Auch wenn man die 138 000 Anglo-Inder dazurechnet, gibt es noch nicht 1 v. H. der Bevölkerung, das Europa zuzurechnen wäre. *Lord Curzons* Wort gilt heute mehr denn je, daß die Engländer nur der Schaum der Welle auf einem unergründlichen tiefen Ozean der einheimischen Bevölkerung sind. Es gibt ganze Distrikte mit mehr als einer Million Einwohner, in denen es nur zwei britische Beamte gibt. Alle unteren Stellen der Verwaltung und der Polizei sind längst in der Hand von Indern. Um sie zur Verfügung zu haben, hat England eigene Schulen errichtet, und aus diesen Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten drängen Kräfte nach, die nun nach den höheren Stellen streben. Mehr und mehr traf man sie in den letzten Jahrzehnten in der Verwaltung, in der Justiz, im Verkehrswesen; ja sie gewannen selbst Zutritt zur Offizierslaufbahn.

Die englische Sprache ist nicht nur in Südindien zum besten Verständigungsmittel und zu einer Art Ferment der verschiedenen Völkergruppen geworden, sondern im ganzen Land auch unter den Gebildeten die *Lingua franca*. Führende Zeitungen, darunter einige der oppositionellsten, erscheinen in englischer Sprache. Mit den verbesserten Verkehrsmitteln aber sind Verbindungsmöglichkeiten entstanden, die die Leute verschiedener Gaue, Sprachen und Konfessionen miteinander in Verbindung bringen, das Trennende abschleifen und das Gemeinsame fördern. Mit der Einbürgerung der Großindustrie und der Erschließung neuer Landwirtschaftsgebiete haben die Wanderbewegungen weiter zugenommen, und zugleich ergab sich in der modernen Zusammenarbeit der Massen in Industrie und Verkehr, daß wenigstens praktisch manche Härten des Kastenzwanges fallen mußten. Es vollzieht sich langsam aber stetig ein Zusammenschluß der indischen Menschheit.

Eine alte indische Kultur ist längst vorhanden. Nur die Menchen mußten und müssen einander näherrücken, um ein indisches Volk zu bilden. Aber mit der Bildung einer Nation verschärften sich auch die Gegensätze zwischen der kleinen Herrschicht und den aufwärtsstrebenden Beherrschten. Es stärkte zwar das englische Ansehen, daß sich die Briten nicht in Kult und Sitte der Einheimischen einmischten und daß sie mit ihnen keine Ehen eingehen. Aber das hielt sie auch fern. Kalt und äußerlich korrekt steht der Engländer neben und noch immer, nach 200jähriger Herrschaft, außerhalb des indischen Volkskörpers. Schon in der Kolonie aufgewach-

sen zu sein, gilt dem Briten als Makel. Man muß die Jugendjahre in der Heimat verbringen und nach vollendetem 50. oder 55. Lebensjahr kehrt man dahin zurück. Es gibt weder Kinder noch Greise unter der europäischen Bevölkerung Indiens. Alle paar Jahre holt man sich frische

Land, dem sie ihre besten Jahre widmeten. Die bodenständige Bevölkerung aber sah in ihnen, je absonderter sie lebten, um so mehr die Eroberer, die man als mehr oder weniger großes Übel so lange duldete, solange man Vorteile davon hatte, auch dulden mußte, weil man die



Abb. 4. Die heutige politische Einteilung Indiens

Kraft im Mutterland, und die heißen Sommermonate verbringt man im Gebirge, fernab vom Sitz der Tätigkeit und fast ohne Berührung mit denen, derenthalben man im Lande weilt. Weder die Beamten und Offiziere noch die Pflanzler und Kaufleute verwachsen mit dem

Kraft und Einigkeit nicht aufbrachte, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Schon seit 1885 erstrebten Indiens Politiker, die in immer zunehmender Zahl ihre Erziehung in den Colleges und an den Universitäten Englands erhalten haben, ein höheres Maß von Selbst-

verwaltung innerhalb der einzelnen Provinzen und Staaten und den allmählichen Übergang in die Form eines Dominions. Aber nur zögernd willigte England in Reformen ein, deren Notwendigkeit es nicht verkannte. Spät erst wurden lokale Provinzialverwaltungen, Munizipien und „District boards“ geschaffen, in denen Inder sitzen. Die nationale Bewegung nahm währenddessen schärfere Formen an, teils im Sinne kommunistischer Revolten, mehr noch unter Gandhis Leitung auf dem Weg des „zivilen Ungehorsams“, einer passiven Resistenz, die dem Wesen des Inders liegt und die bei konsequenter Durchführung dem englischen Handel und der englischen Herrschaft schweren Schaden zugefügt hätte. Die Entwicklung wurde schließlich beschleunigt durch die beiden großen Kriege. Das Land, das große Aufgaben übernahm, wurde selbständiger, und für die Heeresdienste mußten die gegebenen Versprechungen eingelöst werden. Nach vielen Verhandlungen nahm das englische Parlament 1935 eine Verfassung an, die die Provinzen autonom machte und einen Bundesstaat vorsah, in dem auch die Fürsten vertreten sein sollten. Man kann nicht sagen, daß diese Anfänge der Selbstverwaltung gelungen wären. In dem von verschiedenen Konfessionen bewohnten Bengalen und im Pandeschab konnten nicht einmal Provinzialregierungen gebildet werden, und die Mohammedaner drohten, sich aus dem altindischen Verband zu lösen und einen neuen Staat „Pakistan“ zu schaffen. Als Folge des zweiten Krieges ist nun die Errichtung eines unabhängigen Indien, in dem Hindu und Mohammedaner zusammen regieren, zur Tatsache geworden (Abb. 4), und Indien verhandelt schon selbständig mit fremden Staaten. Der Konfessionsstreit flammt immer wieder von neuem auf. Die Klassengegensätze sind nicht überbrückt, die Stellung der Fürsten ungeklärt. Blutige Unruhen scheinen es wahr zu machen, daß mit der britischen Herrschaft auch der äußere Friede dahinschwindet und das indische Volk mit seiner Freiheit noch nicht viel anzufangen weiß.

Es ziemt dem Geographen nicht, politische Prognosen zu stellen. Aber er kann aus seiner Kenntnis der Tatsachen heraus etwas über die vermutliche Tragfähigkeit und Dauerhaftigkeit von Neuordnungen aussagen, die mit der Loslösung Indiens von der britischen Herrschaft verbunden sind. Eine solche Frage, die Beachtung verdient, ist die, inwiefern das in den britischen Wirtschaftskörper hineingerissene Indien mit ihm weiter verbunden bleiben muß, wenn es nicht selbst Schaden nehmen will. Die Eingliederung in die Weltwirtschaft hat dem Land bekanntlich schwere Wunden geschlagen,

da sie Hand in Hand ging mit dem Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft. Die Vernichtung des Kleingewerbes, die Verschuldung der Kapitalschwachen, die Loslösung der Bauern aus der Autarkie der Dorfgemeinschaft brachten soziale und wirtschaftliche Schädigungen, die durch die Steigerung der Produktion und der Anbauflächen und eine absolute, aber nicht relative Hebung des Wohlstandes kaum aufgewogen sind. Gemessen an der Volkszahl aber ist der ganze Außenhandel nicht groß und weite Teile der Bevölkerung werden davon kaum berührt. Die Ein- und Ausfuhrwerte betragen je Kopf der Bevölkerung 10 bzw. 12 Rupien! Auch von den landwirtschaftlichen Erzeugnissen geht nur ein Zehntel außer Landes. Der Verlust der Nährfläche durch den Anbau von „Money crops“ wird mehr als aufgewogen durch die neu hinzugetretenen Ernten auf den der Bewässerung zugeführten Flächen. Allerdings ist in der Zeit auch die Volkszahl sehr gewachsen, und die Notwendigkeit, von auswärts, besonders von Birma, Reis einzuführen, verdient bei der augenblicklichen politischen Situation erhöhte Beachtung. Darüber hinaus aber wird der unvoreingenommene Beobachter feststellen, daß sich das Wirtschaftsbild im Laufe der englischen Herrschaft schon stark im Sinne zunehmender Autarkie geändert hat. Jahrzehntelang war Indien das Ausbeutungsobjekt der Engländer, die sich von hier die Baumwolle holten, sie in der Heimat verarbeiteten und dann wieder teuer in Indien absetzten. Auf jene Zeiten gehen manche der immer wieder erhobenen Vorwürfe zurück. Diese Art wirtschaftlicher Unterdrückung ist aber vorbei. Indien ist selbst Industrieland geworden, eines der acht größten der Welt, 60 v. H. seiner Baumwolle werden im Lande verbraucht und bestimmte Sorten werden sogar aus Ostafrika und Ägypten eingeführt und hier verarbeitet. Zeitweise ist Japan an die Stelle Englands getreten, aber auch sein Export wurde abgedrosselt. Die Juteindustrie liegt in Bengalen; sie ist allerdings noch vom britischen Kapital abhängig wie auch ein Teil der Eisenindustrie. Doch sind die großen Eisen- und Stahlwerke von Jamshedpur ein nationalindisches Unternehmen, das ganz selbständig arbeitet. Heute produziert Indien zwei Millionen Tonnen Eisen und 1½ Millionen Tonnen Stahl. Der Kriegsbedarf hat die Rüstungsindustrie so gefördert, daß jetzt nach neuen Märkten gesucht werden muß, es sind amerikanische Automobile zusammengesetzt und sogar Flugzeuge in Bangalore gebaut worden. In der Zuckerfabrikation hat sich Indien von den niederländischen Kolonien unabhängig gemacht, mehr als 100 Glasfabriken decken schon die Hälfte des heimischen Bedarfs, Papier wird aus Bambus erzeugt, che-



mische Industrien sind entstanden usw. Die englische Regierung selbst hat zugunsten der Kriegsindustrie und zur Beschaffung von Eisenbahnmaterial die indische Fabrikation durch Schutzzölle und Subventionen gefördert.

Die Einfuhr beschränkte sich schon im letzten Jahrzehnt mehr und mehr auf Maschinen und Instrumente, Automobile und andere Objekte der Feinarbeit. Ersatzteile herzustellen aber hat man schon lernen müssen, wiederum, weil der Weg zu weit ist und zu viel Zeit für Reparaturen verlorengeht. Gewiß ist vieles erst in den Anfängen. Indien wird noch lange Fertigwaren einführen; aber eine kleine Tabelle zeigt, daß seit dem Beginn des ersten Weltkrieges (1914 bis 1918) Englands Export nach Indien prozentual auf die Hälfte zurückgegangen ist und daneben Japan und die Vereinigten Staaten, auch Deutschland als Lieferanten in Erscheinung traten. Der Einfluß der Union ist seither noch bedeutend gewachsen. Aber es zeichnet sich schon ein Kreis von Ländern ab, die Fabrikate

	Britisch-Indien			
	Wareneinfuhr		Warenausfuhr	
	in Prozenten des Gesamthandelswertes			
	1913/14	1937/39	1913/14	1937/39
Großbritannien . . . . .	64	31	23	32
Deutsches Reich . . . . .	7	9	11	5
Japan . . . . .	3	12	9	9,5
USA . . . . .	3	7	9	9
Birma (1938/39) . . . . .	—	16	—	6,5

von Indien beziehen. Dahin gehören Ceylon, Birma, Thailand, Malakka, Mesopotamien, Iran, Ost- und Südafrika mit Mauritius. Das Indiamer scheint mit der Zeit eine Wirtschaftseinheit zu werden, in die Indien als führender Kopf eingehen kann, wenn die bisherigen Seemächte ihre Monopolstellung verlieren. Die nationale Bewegung unterstützt diese Bestrebungen. Wo immer auf der Erde Inder sitzen, auch auf den Fidschiinseln und in Trinidad, kaufen sie indische Kleider und Stoffe. Besondere Beachtung verdient augenblicklich Birma, das kulturell und politisch seit 1937 nicht mehr zu Vorderindien gehört, ihm aber wirtschaftlich eng verbunden ist. In Öl und Reis und allerlei Erzen hängt Indien von Birma ab, und dieses ist der nächstgelegene Abnehmer seiner Erzeugnisse.

Gandhis Spinnrad war mehr ein Symbol als das Zukunftsbild. Der Grundgedanke der Selbstständigkeit der indischen Wirtschaft wird aber auch in den modernen Bahnen der Industrialisierung als richtig erkannt. In dem Maß, in dem indisches Kapital der Arbeit zur Verfügung gestellt wird, kann sich diese entwickeln und dem Überschuß der Bevölkerung Lebensmöglichkeiten bieten. An Rohstoffen aller Art,

an Kohle, Erz, Bauxit und Wasserkräften fehlt es nicht, die Handfertigkeit ist von altersher berühmt; was an Intensität der Arbeit gebricht, wird durch Ausdauer und Genügsamkeit ersetzt. Die Garantien zur Autarkie, ja sogar darüber hinaus zu einer Führung im Indiamer sind also gegeben — wenn auch nicht von heute auf morgen.

Betrachten wir die Dinge aber einen Augenblick auch von der Gegenseite. Hängt nicht England wirtschaftlich so sehr von Indien ab, daß es dieses nicht loslassen kann? Ein Blick auf die Zahlenwerte englischer Ein- und Ausfuhr belehrt uns anders. So waren es 1938 nur 6 v. H. der Ausfuhrwerte und 6½ v. H. der Einfuhrwerte Großbritanniens, die auf das indische Kaiserreich entfallen. Der Fläche nach bildet dieses 12½ v. H. des ganzen britischen Imperiums, der Volkszahl nach fast zwei Drittel (64,5 v. H.)! In der Einfuhr Englands stehen die Vereinigten Staaten (13,7 v. H.), Kanada (9,2 v. H.), Australien (8,4 v. H.) und relativ auch Neuseeland und Argentinien voraus; in der Ausfuhr sind es wieder die jungen, menschenarmen, aber kaufkräftigen Kolonialländer wie Südafrika (6,7 v. H.) und Australien (6,4 v. H.), die vor Indien reihen. Die Ausfuhr nach Indien stößt, wie wir gesehen haben, auf neue Konkurrenten und auf dessen landeigene Produktion; für den Import aber ist maßgebend, daß Indien kein Siedlungsland für Europäer ist, daß es viel zu dicht besiedelt ist, um Nahrungsmittel zu liefern, an Rohstoffen aber immer weniger absetzen wird, je mehr sich seine eigene Industrie entfaltet und je größer seine Volkszahl wird. Für England verbleiben einige Tropenprodukte der Plantagengebiete in den Gebirgen; aber England hat andere Tropenräume, die es noch kaum erschlossen hat und die sehr wohl Ersatz bieten können. Ungleich mehr würde Indien für Rußland bedeuten, dem tropische Räume fehlen, und schon heute wirbt dieses im Hintergrund um die indischen Massen.

Vielen galt Japan als der Befreier der alten asiatischen Kulturen, und Rabindranath Tagore hat seinen Aufstieg begrüßt. Aber Indien steht außerhalb des ostasiatischen Kulturkreises. Es hat sich seinen Weg selbst zu bereiten. Die Idee des Chakravartin, des Universalherrschers, der Indiens Länder „unter einem Sonnenschirm“ vereinigt, lebt seit alten Zeiten im Land. Diesem Ideal hat sich auch der größte der Mogulherrscher, Akbar, gebeugt, der Hinduismus und Islam zu verschmelzen gedachte, um ein geeintes Indien zu erreichen. Seine Nachfolger haben diesen Gedanken nicht weiterverfolgt, und die beiden Konfessionen stehen auch heute noch neben- und gegeneinander. Numerisch und finanziell

überlegen, aber kastengebunden und wenig schlagkräftig ist das Hindutum. 80000000 stark und tatkräftiger sind die Mohammedaner, der Teil einer größeren Kulturgemeinschaft, die den vorderen Orient und Nordafrika umfaßt. Die neuen Ereignisse scheinen ja wieder zu bestätigen, daß eine Einigung zwischen den Anhängern der beiden Konfessionen unmöglich sei. Die Möglichkeit einer Zusammenarbeit, die auch Gandhi erstrebt hat, wird man aber doch zugeben müssen. Auch wenn man davon absieht, daß eine Kulturgemeinschaft mit dem nahen Orient und mit Zentralasien Indien aus seiner erzwungenen Isolierung lösen würde, mag berücksichtigt werden, daß sich im Islam wie auch bei anderen Konfessionen eine Lösung von der religiösen Gebundenheit und eine Hinneigung zum Nationalismus vollzieht. Seit der Abschaffung der Kalifenwürde sehen wir diesen Weg beschritten in der Türkei, in Ägypten, in Arabien und in Iran. In Indien sollte dieser Weg leichter sein, da sich in der Zeit englischer Herrschaft eine gewisse Angleichung vollzogen hat und die Mohammedaner Indiens ja überwiegend selbst dem indischen Raum entstammen.

Nötig ist allerdings dazu eine Neuordnung im Inneren, die überflüssige Reibungsflächen beseitigt. Die heutige Gliederung in Provinzen und Fürstenstaaten ist unhaltbar, ohne daß deshalb die Fürstenstaaten alle beseitigt werden müßten. Allerdings besaß England an den Fürsten eine starke Stütze in der Abwehr der nationalen Bewegung, und manche werden verschwinden, wenn England selbst nicht mehr schützend über ihnen steht. Aber manche Fürsten haben ihren Staat so gut geordnet, daß er ein Vorbild sein kann für den Aufbau des Ganzen. Mysore, Baroda und einige andere haben den Beweis erbracht, daß sich Indien selbst regieren kann. Das soll nicht heißen, daß nicht auch bei ihnen Grenzänderungen und Zusammenfassungen möglich und nötig sind. Ganz besonders gilt dies von den Provinzen, deren Umfang nur aus der Ausbreitung der englischen Macht heraus zu erklären ist. Provinzen wie die von Madras und Bombay sind weder in der Geschichte verankert, noch sind sie ethnographische, kulturelle oder konfessionelle Einheiten. Zwei Lösungen sind in jüngster Zeit schon vollzogen worden: das mohammedanische Sind, das durch Wüstenstrecken vom übrigen getrennt ist, wurde aus der Provinz Bombay ausgeschieden und das völkisch abweichende Orissa von Bihar gelöst. Aber vieles bleibt hier noch zu tun, manches auch, was bei großen Teilen der Bevölkerung unbeliebt ist, wie die Trennung des aufstrebenden Ostbengalen von dem älteren, aber in Stagnation befindlichen Westbengalen, die Zusammenfas-

sung Malabars usw. Schon auf der Round-Table-Konferenz war der Wunsch ausgesprochen worden, Indien in kleine föderative Staaten zu zerlegen, die sprachlich, rassisch und konfessionell in sich gefestigt sind. Ob die alten Fürstengeschlechter an ihrer Spitze stehen oder erfahrene Staatsmänner, an denen es noch gebricht, ist von untergeordneter Bedeutung. Dieser Wunsch liegt auch den neuen Plänen zugrunde: es müßten sich die „Vereinigten Staaten von Indien“ zusammenschließen, um die inneren Reibungen zu beseitigen und Mohammedaner wie Hindus gleichermaßen ans Ganze zu binden. An sich ist der Hinduismus in konfessionellen Dingen sehr tolerant, er könnte es auch in der Milderung des Kastenzwanges sein, wie es von vielen Sekten immer wieder versucht wurde. Solange der Volkskörper in unzählige Gruppen zersplittert ist, kann kein indisches Volk entstehen; solange es nur Söldner gibt und große Teile des Landes keine Soldaten stellen, gibt es auch kein Volksheer. Malt man sich die Einzelheiten aus, dann gibt es Stoff genug für die Pessimisten, die einem freien Indien das Schicksal Chinas vor Augen halten. Aber die nationale Welle, die jetzt ganz Monsunisien erfaßt hat, rechnet im Orient mit anderen Zeiten, als wir sie im Westen gewohnt sind.

Vielleicht fällt hier auch den Auslandsindern eine große Aufgabe zu. Sie umfassen kaum 1 v. H. der gesamten Bevölkerung und sind auf weite Räume verteilt. Ihr Bereich geht von Kalifornien und den Fidschiinseln über Mauritius und Natal bis Trinidad und Jamaika. Nur in Ostafrika und in Arabien hat sich durch die Jahrhunderte eine alte Händlerschicht behauptet. Anderwärts begann die indische Zuwanderung erst um 1860 mit der Anwerbung ländlicher Hilfsarbeiter, die den niedrigsten Klassen der Bevölkerung entstammten und vielfach wechselten. Aber einzelne dieser Wanderarbeiter sind im Lande geblieben, haben einen kleinen Besitz erworben oder ein Handwerk angefangen. Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute sind ihnen gefolgt und allmählich bildete sich eine Kolonie aus, die sich auch den Anfeindungen des Herrenvolkes gegenüber behauptete. Gandhis politische Laufbahn begann bekanntlich in Südafrika. In Ostafrika gibt es indische Plantagenbesitzer und Großkaufleute. So erwuchs aus vielen kleinen Zellen ein nationalbewußtes Auslandsindertum, das den Zusammenhang mit der Heimat nie verlor. Reich an Erfahrungen, freier in allen Kasten- und Standesfragen und weniger traditionsgebunden, könnte es dem Auslandschinesentum ähneln und wohl imstande sein, Wege zu gehen, wie sie die Neuordnung Indiens erfordert.